Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein

Band: 27 (1943)

Heft: 2

Artikel: Nachlese aus dem Steinkratten

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-419895

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Von den 256 Juschriften sprechen sich nur 38 dafür aus, daß die Mundart Kirchensprache werden und in allen Gottesdiensten zur Answendung kommen solle, während die erdrückende Mehrzahl — 206 Stimmen — sich teils leidenschaftlich dagegen erheben, zum mindesten die eigentlichen Predigtgottesdienste unter keinen Umständen anders als in der disher üblichen Schriftsprache wünschen. Einige Votanten äußern sich dahin, man könnte es wagen und sollte es versuchen, wenn der Pfarrer einen reinen Dialekt spreche und die Gemeinde sprachlich einheitlich sei, also in einer geschlossenen kleineren Landgemeinde; es wird auch etwa empsohlen, man möchte die Frage weiter studieren oder dann und wann, eins oder zweimal monatlich einen Versuch machen, oder auch das Wann und Wie dem einzelnen Pfarrer oder dem Kirchenrat überlassen. 74 Stimmen setzen sich dafür ein, daß man in Bibelstunden, Ausspracheabenden, freien kirchlichsgeselligen Jusammenkünsten, in Felds und Jugendgottesdiensten Mundart spreche — doch immerhin nur da, wo Gewähr geboten sei, daß sich unter den Juhörern keine Fremdsprachigen besinden, die den Dialekt nicht verstehen. Zene Stimmen sind ganz vereinzelt, die kategorisch erklären, in diesem Falle hätten diese Underssprachigen eben die Pflicht, unsere Schweizer Mundarten zu lernen!

15 Einsender wünschen die Mundart auch für das Gebet, 10 für Eingangswort, Tert und Segen, während 14 dafür stimmen, diese Teile des Gottesdienstes seien der Sprachsorm der Predigt anzugleichen.

Seine eigene Ansicht, die mit der der überwältigenden Mehr= heit der Antwortenden übereinstimmt, begründet Berr Pfar= rer Zimmermann so: Die deutschschweizerischen Rirchen haben diejenige Sprachform zu wählen, die der Verkündigung am besten dient; denn die Sprache sei für die Berkundigung da und nicht die Berkündigung für die Sprache. Da es aber keine einheitliche deutschschweizerische Mundart gebe, würde die Freizügigkeit der Pfarrer und Kirchenbesucher aufge= hoben. Ein Basler Pfarrer mußte ja im Bernbiet entweder baseldeutsch predigen, womit seinen Hörern nicht gedient wäre, oder "umlernen", wobei wahrscheinlich ein "gesprenkeltes" Schweizerdeutsch zustande käme, mit dem gar niemand gedient wäre, auch anderssprachigen Eidgenossen, Ausland= schweizern und Ausländern nicht; das Evangelium sei aber kein nationalsprachliches und kein nationalpolitisches Unliegen, sondern ein weltweites. Auch verbinde die Schriftsprache die zahlenmäßig verschwindend kleine chriftliche Berde der Schweiz mit der ganzen großen deutschsprechenden und deutsch= lesenden Christenheit der Welt. "Aus diesen Gründen ist unfern Rirchen dringend zu raten, sie möchten für die eigent= lichen Predigtgottesdienste das Schriftdeutsche beibehalten und darauf dringen, daß die Pfarrer ein möglichst reines, lebendiges Schriftdeutsch sprechen."

Für Bibelstunden, gottesdienstliche Feiern in kleinerem, geschlossenem Kreis, Feld= und Jugendgottesdienste und Ausspracheabende empsiehlt Herr Pfarrer Zimmermann die Mund= art; denn es könne keine Rede davon sein, daß sie nicht ebenso sonntäglich wirken könnte wie die Schriftsprache. Ob denn ein Bater von der Mundart zum Hochdeutschen übersgehe, wenn er seinen Kindern eine schwerwiegende Eröffnung über Leben und Sterben zu machen habe? — Auch wir haben der Verwendung der Mundart für gewisse besondere Gottesdienste zugestimmt unter der Bedingung, daß der Redener wirklich echte Mundart spreche und nicht nur hochdeutsch

scheint uns der Berichterstatter die Bedeutung der politischen Beweggründe doch zu unterschäßen; aber auch diese sind schon lange vor 1939 und 1933 ausgesprochen worden. Schon Bundesrat Welti († 1899) hat ausgesprochen: "Unsere nationale Sigenart steht und fällt mit unserer Mundart", und einer der ältesten und verdienstvollsten Sprachgelehrten der Schweiz, Jost Winteler, hat 1895 geschrieben: "Welchen Sinn hätte unsere Selbständigkeit ohne Sigenart? Unsere Mundart nun ist die Hieren unserer Sigenart." Wenn diese Gedanken auch unrichtig sind, — denn zu unserer Sigenart zählen wir doch auch Demokratie und Föderalismus! — so wirken sie heute, da wir uns der Unterschiede, die uns im staatlichen Denken von unsern Sprachgenossen im Keiche trennen, mehr als je; darum hat sie auch Pros. Dieth im Mai letzen Vahres in einem Vortrag vor der Arbeitsgemeinschaft "Pro Selvetia" wiederholt. Hinter der heutigen Mundartbegeisterung steckt viel ehrliche Vaterlandsliebe, daneben freisich auch viel oberslächsliche Modetorheit.

gedachte Worte ins Schweizerdeutsche übersetze, eine Bedin= gung, die nur wenige Redner erfüllen könnten. Wir find da eben etwas zurückhaltender und müssen fragen: Wird der Bater, der seinen Rindern eine so schwerwiegende Eröffnung zu machen hat, dazu erst sein Sonntagskleid anziehen, wie es der Herr Pfarrer doch gewiß von allen, die sich eins leisten können, vor dem Kirchgang erwartet und wie er es selber macht? Mit andern Worten: es ist ein wesentlicher Unterschied zwischen einem Gespräch und einer Unsprache, d. h. zwischen persönlichem und öffentlichem Berkehr. Im Familien= und Freundeskreis, in Laden, Werkstatt und Fabrik, auf Weg und Steg ift die Mundart am Plat; wenn man aber die aufmerksame Stille einer größern, nicht persönlich vertrauten Zuhörerschaft in Anspruch nimmt, wenn schon der Raum, die ganze Beranstaltung, die musikalische Einrahmung, die Rleidung der Teilnehmer eine besondere Stimmung erwecken und erwecken sollen, dann ift auch eine sonntägliche Sprache, die Schriftsprache, an ihrem Ort. Gewiß wäre der Mundart an sich auch die Kraft zuzutrauen, daß sie die Herzen bezwingen könnte; Zwingli mußte und konnte es auch. Aber Zwingli kannte noch keine Schriftsprache; er war im Deutschen noch einsprachig; denn die Form von Luthers Schriften war noch nicht deutsche Gemeinsprache geworden und konnte sich noch nicht in seine Mundart mischen; den heutigen Predigern aber haben die Bibel= übersetzung des 16., die Kirchenlieder des 17. und das ganze gewaltige Schrifttum des 18., 19. und 20. Jahrhunderts, Staat und Kirche, Wissenschaft, Schule und Presse bis zum letzen Firmenschild diese Sprachform als eine für allen öffentlichen Gebrauch bestimmte nahegebracht, und diefer Tat= sache können sie sich nicht entziehen; in ihr haben sie ihre gesamte Berufsbildung erhalten und erneuern fie täglich ihr geistiges Leben. Es ist darum für sie schwerer, als es für Zwingli war, eine gute Predigt in gutem Schweizerdeutsch zu halten; es verlangt Verzicht auf ein längst bewährtes Mittel, sonntägliche Stimmung, das Gefühl der Erhabenheit über den Alltag zu erwecken und dabei doch verständlich zu bleiben. Ob ein Pfarrer das könne oder nicht, hängt weniger von seinem guten Willen und der Kraft seiner Überzeugung ab als von seiner sprachlichen Begabung, und die hat wieder mit Religion und Vaterland nichts zu tun. Wenn es einer wirklich kann, dann gut, aber es können es nicht alle, die sich's zutrauen.

Es ist eines Pfarrers gutes Recht, die Frage "Mundart in der Kirche?" von der geistlichen Seite zu betrachten. Wem vor allem die allgemein geistige Vildung des Volkes am Herzen liegt, der müßte im allgemeinen Übergang zur mundartlichen Kirchensprache einen Rückgang in der sprachlichen Volksbildung bedauern; denn wenn man nicht einmal mehr in der Kirche hochdeutsch sprechen hörte, wenn diese Sprachsorm nur noch Lesesprache würde (und man pflegt ja leise zu lesen, nur mit den Augen), würde ein großer Teil unseres Volkes den Anschluß an eine Weltsprache verlieren, von der Herr Pfarrer Zimmermann selber sagt, daß sie der Mundart "an Knappheit, Strassung und Wucht des Ausdrucks wie an Reichtum der Wendungen tatsächlich bedeutend überlegen ist". Wir danken ihm sür dieses tapsere Wort und sür die ganze Veranstaltung der Rundfrage, deren Ergebnis uns durchaus befriedigt hat.

Nachlese aus dem Steinkratten

Ein Modewort scheint "Nachwuchs" werden zu wollen. Es stammt aus dem Ackerbau und bezeichnet z. B. den zweiten und dritten Schnitt Klee, also einen Sammelbegriff.

Im übertragenen Sinn gibt das ein schönes Bild für ein heranwachsendes Geschlecht, solange es nicht mißbraucht und nicht auf Einzelwesen angewendet wird. Aber man spricht nicht und Singenbesch ungener Leichtathseten, sondern von einem "Nachwuchsseichtathseten", einer "Nachwuchssängerin", einem "Nachwuchsborer" oder "sjoder". Im Bericht über ein Turnfest war schon zu lesen: "Biele der vorgerückteren Nachwuchsturner legten im Sägemehl ein erfreuliches Draufsgängertum an den Tag." Wenn der Verfasser dieses Satzes zu den Nachwuchsschriftstellern gehört, können wir uns auf ein schönes Draufgängertum gefaßt machen, aber er würde es auch besser im Sägemehl betätigen.

Da erklärt ein im gegenwärtigen Kriege besonders wich= tiger Staatsmann, seine Partei werde kämpfen "bis zum bittern Ende" — eine Formel, die man in den letten Jahren hie und da gehört hat. Aber warum denn kämpfen, wenn man annimmt, das Ende werde bitter? Gemeint ist natürlich: bitter für den Feind, aber das muß man sagen; der

Sprecher selbst hofft doch auf ein süßes Ende. Ein höfliches Wort ist immer noch "bekanntlich". Von Richard Wagners "Parsifal" lesen wir: "Bekanntlich ist ihm ein anderer Plan, "Die Sieger", vorausgegangen." Der Lefer, dem diese welterschütternde Tatsache nicht bekannt war, fühlt sich doch geschmeichelt, daß man ihm diese Rennt= nis zutraut, und seine Hochachtung vor dem Verfasser steigt nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch wegen seines Wissens, weil ihm solche Wissenschaft offenbar selbstverständ=

lich ift, und so ift beiben gedient. Unter den vielen neuen Wörtern, die uns die letten Jahre gebracht haben, ift wohl eine der kühnsten Bildungen der "Kaninchenbelehrungskurs". Hoffentlich erwiesen sich die Tierchen belehrbar. Gemeint war offenbar "Rurs für Raninchenhaltung" oder so was; Rurse dienen ja meistens der Belehrung. Die Beziehungen zwischen den Teilen eines zusam= mengesetten Wortes können ja sehr verschieden sein, und ein Wort wie "Bernhardinerverein" für einen Berein von Bernhardinerzüchtern kann man ja mit einigem gutem Willen noch gelten laffen; es bezeichnet eben nicht einen Berein von Bernhardinern, sondern für Bernhardiner, wie ein Gesangsverein ein Verein für Gesang ist. Aber "Kaninchenbelehsrungskurs"? Nein, das ist zu kühn. Warum nicht "Kaninschenzüchterkurs"? Ein "Sprachbelehrungskurs" wäre in diesem Fall nicht überstüssig.

Was sprachlich alles möglich ift, sehen wir aus einer Mitteilung des Eidg. Kriegsernährungsamtes. Die Zuteilung der Milch wird abgestuft je nach Alter und Beruf; da unterscheidet man Kinder und Jugendliche, Schwer= und Schwerstarbeiter und sogar "Giftarbeiter" — eine überra= schwerscheiden Bortschöpfung, aber nach dem Muster von "Holz-" oder "Metallarbeiter" richtig gebildet (die Leute haben mit Gift zu tun wie andere mit Holz oder Metall) und sachlich

offenbar berechtigt, leider sogar notwendig.

Eine ganz überflüssige Neuerung, die bei uns erst verseinzelt auftritt, vor der aber Karl Schneider in seinem Sprachführer "Was ist gutes Deutsch?" schon 1931 (vielsleicht schon in der 1. Auslage) eine Warnung für nötig hielt, ift die Wendung "im nachhinein". Wir kennen alle das Gegenstück "zum vornherein", z. B. in dem Sate: "Das ist zum vornherein verdächtig," bei dem wir uns aber kaum etwas vorstellen können unter dem "vornherein, zu dem" etwas verdächtig sein soll. Man kann sich etwas denken bei dem Ausdruck "von vornherein", wenn man die ver= dächtige Sache als Haus oder Garten auffaßt, zu dem man von vorn oder von hinten hereinkommen kann. Trägt eine Behauptung das Siegel der Unwahrheit schon "an der Stirn", so ist sie also schon "von vornherein" als unwahr

zu erkennen. Diese Vorstellung hat sich aber schon längst verflüchtigt; darum konnten daneben die Ausdrücke "im vornherein" und (schweizerisch) "zum vornherein" entstehen. Schneider warnt sogar schon vor "im vorn hin ein", das zwar auch Duden nicht kennt, dem nun aber offenbar in der Wendung "im nachhinein" ein Zwillingsbruder geboren worden ist; er verspricht aber kein nügliches Glied der Gesell= schaft zu werden. — Altere Altphilologen sagen für das eine etwa noch "a priori" und für das andere (seltener) "a posteriori", Ausdrücke, die früher häusiger zu hören und zu lesen waren — schade?

Brieffasten

P. S. B., L. "Des Mythen" oder "des Mythens"? "Des heutigen Deutschland" oder "des heutigen Deutschlands"? — über den Wesfall der Eigennamen herrscht in der Tat viel Unsicherheit. Wer aber ein sicheres Sprachgesühl hat, wird bei männlichen und sächlichen Namen den Wesfall unentwegt — es verlangt freilich manchemal etwas Mut — mit s bilden, handle es sich um Bergs und Flußober um Länders und Städtenamen. Über gerade die Herren Gelehrten von der Erdkunde unterlassen das häusig, manchmal vielleicht aus Stolz in dem Gesühl: diese Namen gehören in unser Fach, und das soll uns kein (anderer!) Schulmeister vorschreiben, daß wir sie zu behandeln hötten ganz wie gewöhnliche Sauntmörter, wit denen gewöhn behandeln hätten ganz wie gewöhnliche Hauptwörter, wit denen gewöhnsliche Leute auch zu tun haben. Sogar ein Strom, dessen Deutschheit schon viel besungen worden ist, muß es sich auch in Deutschland manchemal gefallen lassen, daß man vom "Laufe des Rhein" spricht. Unersträglich wirkt die Weglassung des s besonders bei Namen, die mit den deutschen Sattungsnamen Berg, Horn oder Wald zusammengestett lied. sett sind: des Schauenberg, des Rothorn, des Schwarzwald. Etwas erträglicher ist sie bei seltenen Namen aus fremden Ländern oder auch erträglicher ist sie bei seltenen Namen aus fremden Ländern oder auch aus dem eigenen Lande, wenn der Name uns unverständlich ist: des Mythen, des Rigi, aber gerade weil das unsere Verge sind, sollten wir sie auch nach den Gesehen unserer Sprache behandeln, also sagen: des Mythens, des Rigis, des Juras. Über wir wollen auch sagen: des Nils, des Rongos, des Vesus, des Himalayas; denn diese Namen gehören doch zu unserm immer gegenwärtigen Vorstellungssichat, was deim Goatgocoalco und beim Istaccihuatl ja weniger der Fall ist. Grammatisch kann man die Weglassung der Vesfallsendung einigermaßen rechtsertigen damit das man dem es nicht anlehe endung einigermaßen rechtfertigen damit, daß man dem =s nicht ansehe, ob es zum Namen gehöre oder nur Endung sei. Wenn von der "Höhe des Alftels" oder der "Länge des Ganges" die Rede sei, könnte der Uneingeweihte ja glauben, der Berg heiße Altel und der Fluß Gange; aber mit solchen Spissindigkeiten und Haarspaltereien kann man doch das gefunde Sprachgefühl nicht umbringen, und das verlangt auch bei einigermaßen bekannten Namen von Bergen und Fluffen im Wesfall das =5, also: des Mythens. Die Namen von Orten und Ländern haben gewöhnlich gar kein Geschlechtswort (Artikel) bei sich und müffen schon darum richtig behandelt, d. h. mit -s versehen werden: Die Macht Roms, Rußlands Schneefelder, Zürichs Lage oder die Lage Zürichs. Wenn sie aber eine Beifügung mit sich führen (das alte Rom, das mittelalterliche Zürich), dann mussen sie auch das Geschlechtswort annehmen, und dann ift der Wesfall schon aus diesen beiden Zugaben zu erkennen, das s beim Namen also zum Verständnis nicht mehr undes dingt nötig; darum kann man auch etwa lesen: der Glanz des kaiserslichen Rom, das Schicksal des heutigen Frankreich, die Tore des mittelsalterlichen Jürich. Aber Wesfall ist Wesfall, und es ist nicht einzusehen, weshalb man die Namen mit Juschreibung anders behandeln dürsen sollte als mit der richtigen Endung. Also: der Untergang des kaiserlichen Deutschlands. Es ist mit den Ländernamen auf sland oder wied Kaiserlichen wie mit den Namen auf ders oder nach weiter wieden. ereich ähnlich wie mit den Namen auf sberg, shorn oder swald; weil wir das Grundwort auch als selbständigen Gattungsnamen kennen, wir das Grundwort auch als selbständigen Gattungsnamen kennen, verlangt das Sprachgewissen (von dem, der eins hat!) in diesen Vällen das s, und ein Ausdruck wie "die Lage des heutigen Frankreich" oder "die Politik des nationalsozialistischen Deutschland" klingt einsach falsch. Bei fremden Namen ("die Grenzen des nördlichen Böhmen", "die Bestrebungen des heutigen Ungarn") stört der Wegfall des sweniger, aber er stört auch. Also: des heutigen Deutschlands.

"Unsere" oder "unsere"? Sie empsehlen sür die Schweiz die vollständige Vorm "unsere"; sie liegt uns von der Mundart her ("sieri Berg") in der Tat näher als die verkürzte. Gewiß übertreibt Wustsmann in seinen "Sprachdummheiten" wieder einmal, wenn er behauptet, die Eigenschaftss und fürwörtlichen Formen. in denen zwei Silben mit

Die Eigenschafts- und fürwörtlichen Formen, in denen zwei Silben mit ble Eigenfahltss und fathobitutigen zornten, in benen zwei Internation interna Etwas "fcneidiger" klingt ja "unfre", aber ruhiger, gemutlicher wirkt